

Käfig offen, und den Tannenheber auf der Oberseite desselben, in einem Federballen zusammen gekauert, in tiefen Schlafe versunken.

Nuss und Apfelstücke waren verschwunden; der Vogel hatte sie aufgezehrt. Der Schläfer liess sich nun ohne Widerstreben fassen und zwischen das Fenster bringen, wo er auf einen Zweig gesetzt, den kaum erhobenen Kopf sogleich wieder unter den Flügel steckte und weiter schlief.

Ich bedeckte hierauf den Boden des Fensterraumes mit Papier, streute Sand darauf und damit der befiederte Wohnungsgenosse beim Erwachen keine Noth leide, versah ich ihn mit einem grossen Teller Wassers, mehreren aufgebrochenen wälschen Nüssen und Apfelstücken. Am nächsten Morgen fand ich meinen Tannenheber um 7 Uhr bereits nach einem Bade. Er war frisch und munter, und putzte eben das Gefieder, hatte aber auch schon unter den vorgelegten Nüssen gehörig aufgeräumt. Das ihm nachträglich gereichte, gekochte Fleisch blieb unbeachtet ebenso gekochte Erdäpfel; rohes Rindfleisch dagegen, frass er begierig. Er ergriff die vorgesetzten Stückchen nacheinander mit den Klauen, setzte sich mit denselben auf einen Ast, hielt sie fest an und riss dann unter Entwicklung von viel Kraft kleine Brocken mit dem Schnabel ab, die er mit Behagen verschluckte. Während des Fressens wandte er sich dem Wasser öfter zu und trank. Die auf der Schnabelspitze kleben gebliebenen Fleischklümpchen streifte er auf dem Aste ab, legte sie zurecht und pickte sie neuerdings auf.

Ich besass einen Zirbelkieferzapfen, den ich im Jahre 1871 von Ischl mitgebracht hatte. Diesen setzte ich dem Tannenheber eines Tages ebenfalls vor. Doch dieser beachtete seine, wie es allgemein heisst, „Lieblingsnahrung“ nicht in dem Masse, als ich es erwartet. Er löste wohl einige Nüsschen aus, schien sie auch verzehrt zu haben, rührte aber den Zapfen durch drei Tage nicht mehr an, so dass ich ihn dann wieder entfernen musste. Möglich, dass die Schale der Nüsschen in Folge ihres Alters zu hart und der Kern ungeniessbar geworden;

denn der Vogel zog selbst den aufgebrochenen Zirbelnüssen die gleichfalls ausgelösten Haselnüsse, die ich ihm reichlich geboten, vor. Letztere fasste er mit dem Schnabel, zermalmte sie zwischen den Kiefern und hob die Bruchstücke vom Boden einzeln auf, um sie zu verzehren.

Nach jedesmaliger Mahlzeit, deren der gefräßige Pflügel im Tage unzählige hielt, liess er das Fleisch fallen, putzte den Schnabel ab, kletterte auf den höchsten Zweig des Tannenstrauches, lockerte das Gefieder und ruhte in einer höchst trägen Stellung aus, um nach einer Weile wieder herabzusteigen und von Neuem zu fressen. So oft ich zu dem Vogel trat, um ihm Futter zu reichen oder die Reinigung des Fensterbodens, die infolge seiner häufigen Entleerungen sehr oft wiederholt werden musste, vornehmen wollte, richtete sich der aus seiner Ruhe gebrachte Vogel auf und sah mich an, verliess aber seinen Stand erst dann, wenn er dazu angetrieben wurde.

Seine Stimme, ein eigenthümliches von dem des Eichelhebers verschiedenes Kreischen, liess der Vogel nur einmal, während der Reinigung des Fensterraumes, vernehmen.

So verbrachte der Tannenheber zwar als überaus zahmer, aber höchst träger, langweiliger Geselle die Zeit bis zum 5. December unter meinen Augen. In den letzten Tagen jedoch hatte ihn die Fresslust verlassen, er wurde matt und verbrachte die längste Zeit des Tages auf dem höchsten Zweige seines Tannenbäumchens zusammengekauert oder schlafend zu, und kam nur selten herab, um Haselnüsse zu picken und Wasser zu trinken; Fleisch rührte er nicht mehr an. — Seine Kräfte nahmen sichtlich ab. Den letzten Tag war er nicht mehr im Stande, seinen erhöhten Lieblingsplatz zu erreichen. Er blieb auf einem niederen Aste hocken, und als ich Abends an das Fenster trat, fand ich das arme, bis zum Skelet abgemagerte Geschöpf im Wasserteller in den letzten Zügen liegen. Ich stopfte in den nächsten Tagen seinen Balg aus und bereicherte mit dem gewonnenen Präparate die Lehrmittelsammlung einer Schule.



Die Zucht des Strausses am Cap der guten Hoffnung.

Von H. von Rosenberg.

Die Zucht des Strausses als Haushier, welche im Caplande solch einen hohen Aufschwung genommen — noch vor wenigen Jahren betrug die Anzahl der Gezüchteten über 30.000 Stück — scheint ein schmachliches Ende zu nehmen, theilweise in Folge von Ueberproduction, theilweise verursacht durch den Rückgang, welcher sich gegenwärtig in allen Geschäftszweigen und Unternehmungen fühlbar macht.

Ein holländischer Berichtstatter schreibt darüber in der Cap-Zeitung Nachfolgendes:

Vor 1864 dachte Niemand daran den Strauss zum Haushier zu machen. Der Erste, welcher diesen Gedanken auffasste, war ein Pächter im Districte Aberdeen (Cap-Colonie).

Ungeachtet diese Probe nur mit einem Paar begonnen wurde, reichte dieselbe hin, um den Vortheil zu zeigen, welcher daraus gezogen werden könnte. Im Jahre 1869 verbanden sich die Herren M. J. Booyen, Graf Reinet und M. Joel Meyers von Aberdeen, um diesen Versuch im Grossen auszuführen. Derselbe glückte so sehr, dass sie schon nach fünf Jahren eine bedeu-

tende Anzahl junger Vögel zum Kauf anbieten konnten und damit einen grossen Gewinn erzielten.

Die Einführung von Brütemaschinen im Jahre 1874 durch M. Douglas von Grahamstown gab plötzlich diesem noch neuen Industriezweig einen ungeheuren Aufschwung. Jedermann wollte jetzt Strausse züchten. War dies doch ein einfaches und sicheres Mittel um ein Vermögen zu erlangen, ein Mittel, wodurch selbst die Speculationen der Diamantgräber in den Hintergrund geschoben wurden.

Minenarbeit und Bodencultur wurden aufgegeben, um sich dem neuen Geschäftszweige zu widmen. Die Erfordernisse dazu waren auch wirklich die einfachsten. Es reichte hin eine beliebige Bodenstrecke mit einem Metalldrahte zu umschliessen und darin die Vögel einzupferchen, welche dann, um sie ihrer Federn zu berauben, in einen besonders dazu bestimmten Raum getrieben wurden. Da dem Strauss die Fähigkeit des Fliegens abgeht, so kann man ihn wie Rinder und Schafe in der einfachsten Umzäunung gefangen halten.

Sieh da das Eldorado im Bereiche Aller! Auch sprach man in der Colonie über nichts Anderes. Der

indolente „Boer“ konnte nun mit der Pfeife im Munde die schönsten Luftschlösser bauen, denn jedes Strausküchlein, welches er gezüchtet, repräsentirte eine Banknote, jede Feder ein Goldstück. Wer wollte sich noch mit den Sorgen und Mühen der Bodencultur beschäftigen? Was gab man jetzt für dürre Heuschrecken und Viehsuchen! Einem mir bekannten Bauer wurden 15,000 Francs für ein Paar alter Vögel geboten; er würde sie nicht für 20,000 gegeben haben! Brachten doch vier Bruten jährlich eine jede 15 Küchlein ein und diese Letzteren konnten nach Verlauf von vier Monaten bequem zu 375 Francs per Stück verkauft werden.

Im Jahre 1879 und 1880 erreichte dieser neue Industriezweig seinen Höhepunkt. Alle damals in der Nähe der Städte und Dörfer gelegenen Bodenstrecken, welche disponibel waren, sowie ein grosser Theil der Gärten wurden zu Straussenspferchen eingerichtet. Die Federn hatten den höchsten Preis erreicht: ein Pfund weisser Federn Prima-Qualität wurde mit 1000 bis 1700 Francs bezahlt; ein Paar Brutvögel bester Race hatte einen Werth von 5000 bis 8000 Francs, ein Junges

vor dem ersten Federwechsel galt 700 bis 800 Francs, ein Junges von 9 Monaten 300 bis 400 Francs und ein eben ausgeschlüpftes Küchlein 125 Francs. Natürlich mischte sich Speculationswuth mit ein und die Preise waren öfter ausser Verhältniss mit dem zu erzielenden Gewinn. Gegen 1881 trat der Rückschlag ein anlässlich einer Krankheit, welche die Leber und Lungen der gezüchteten Vögel antastete. Der Preis der Federn sank plötzlich bis auf den dritten Theil des Werthes, welchen sie erreicht hatten, ein panischer Schrecken trat ein und die schönsten Küchlein fanden kaum einen Käufer für 2 bis 3 Francs per Stück. Ausgewachsene Vögel waren ganz und gar nicht zu verkaufen. Die Krisis wurde allgemein, ein Falliment folgte dem anderen und der Ruin, durch Ueberproduction in das Leben gerufen, wurde durch die Krankheit vollendet.

Alle Straussenzüchter sind gegenwärtig zu den Diamant-Minen zurückgekehrt oder haben Landbau und Viehzucht wieder aufgenommen.

S' Gravenhage Juni 1886.

Die Taube im Kriegsdienste.

Skizzen von Carl Stichler.

(Schweizerische Blätter für Ornithologie.)

In der religiösen und volkstümlichen Symbolik spielen die Tauben seit Jahrtausenden eine bedeutende Rolle. Als Characterbild der Sanftmuth, der Anmuth, der Sitteneinheit und der Aufrichtigkeit in Gleichnissen sowohl, wie auch in allegorisch-malerischen Darstellungen mit Vorliebe seit alten Zeiten benutzt, haben diese gefiederten Segler der Lüfte von jeher bei fast allen Culturvölkern einen bevorzugten Platz unter dem in den grösseren Gemeinwesen gepflegten oder geduldeten Geflügel eingenommen. Fast ebenso alt ist die Verwendung im Dienste eines relativ sichern und beschleunigten Nachrichtenverkehrs. Schon im Alterthum kannte und benutzte man die Fähigkeiten der Tauben in dieser Beziehung, namentlich im Orient, wo die Gunst des Klimas den schnellfliegenden Boten besonders zu statten kam. Schriftkundige Rabbiner behaupten, die Bibelstelle Psalm 55, Vers 7, beziehe sich auf die damals in Palästina gebräuchlich gewesene Tauben-Post, welcher nun wieder in neuerer Zeit, namentlich seit der grossen Einschliessung von Paris im letzten deutsch-französischen Kriege, eine besondere Pflege für direct militärische Zwecke und in grösserem Masse gewidmet wird. Wissenschaftliche Beobachtungen und eingehende Prüfung haben freilich ergeben, dass die Befähigung der Tauben, den heimatlichen Zufluchtsort wieder zu finden, enger begrenzt ist, als man bisher annahm. Die nordischen Gegenden mit besonders rauhem Klima und häufigen, anhaltenden Schneefällen und Nebel während der Wintermonate eignen sich weniger für eine erfolgreiche und sichere Verwendung dieser Vögel, als wie die Länder des Orients, über denen ein zumeist wolkenloser Himmel bei äusserster Klarheit der Luftschichten sich zeigt, und selbst in den grösseren Höhen eine milde Temperatur vorherrscht.

In Mitteleuropa beträgt die Geschwindigkeit der speciell für den Nachrichtendienst gezüchteten und abgerichteten Brieftauben im Durchschnitt eine Minute per Kilometer, d. h. wenn dieselben kurz vor erfolgendem Ausfliegen genügend genährt und getränkt wurden, und

die sonstigen Begleitumstände sich nicht allzu erschwerend erweisen. Bei Nebel oder ähnlich starker Trübung der Luftschichten bewegt sich die Flugbahn dieser Thiere nicht höher als annähernd 250 Meter über dem Terrain; bei heller Witterung steigen dieselben aber in den Ländern Mitteleuropa's bis zu 1000 Metern hinauf, um dort in einsamer Höhe und unbeirrt von den Dünsten der Niederungen und Thalgegenden ihren Heimweg in beschleunigter Weise und in directer Richtung anzutreten. Bei strengem Froste und während stürmischem oder überhaupt dichtem Schneetreiben büsst auch die beste Brieftaube ihre Orientirungsfähigkeit ein. Hat sie hungrig ihren Abgangsort verlassen, so wird sie leicht und bald vom Wege abirren, um sich zunächst Nahrung zu verschaffen.

Frankreich hat in seinem grossen Kriege 1870/71 einen erfolgreichen Gebrauch von der Taubenpost gemacht; Paris war zuletzt ausschliesslich auf diese über die deutschen Heereslinien hinwegschwebenden geflügelten Couriere angewiesen. Eine einzige Brieftaube kann unter Umständen den Inhalt von 15 bis 20 grossen Journalen übermitteln! Das diesbezügliche Verfahren stützt sich darauf, dass auf dem Raume eines Collodiumhäutchens aufgelöste Baumwolle, dessen Umfang den eines Frankensteinstücks nicht übersteigt, mit Blitzesselmelle vermittelt der modernen Mikrophotographie der Inhalt von 12 bis 15 grossen Journalseiten mit verhältnissmässiger Klarheit übertragen werden kann. Unter, respective vor einem durch Calcium- oder Magnesium-Licht erhellten sogenannten „Sonnemikroskope“ kann diese glücklich angelangte Miniaturphotographie-Depesche in einem sonst dunklen Raume derartig abgespiegelt werden, dass zu gleicher Zeit und in bequemster Weise mehrere Interessenten die Nachrichten und Neuigkeiten lesen können. Während der Belagerung von Paris wurde in dieser Manier mit überraschendem Erfolge verfahren, und weitgehende Ansprüche konnten auf diese Weise mit verhältnissmässiger Leichtigkeit befriedigt werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mittheilungen des Ornithologischen Vereins in Wien](#)

Jahr/Year: 1886

Band/Volume: [010](#)

Autor(en)/Author(s): Rosenberg Karl Benjamin Hermann

Artikel/Article: [Die Zucht des Strausses am Cap der guten Hoffnung. 199-200](#)